

Herbert Braun:

Der Weg des Wernersreuther Heimatvereins

Vorbemerkungen:

Heimischem Wesen ist Selbstdarstellung und Eigenlob fremd. Die Wernersreuther haben somit verzichtet, ihren Sonderweg zur „Heimkehr ihrer Herzen“ ins alte Dorf, und ihre vorbehaltlose Verständigung mit den Tschechen rühmend im Ascher Rundbrief auszubreiten, selbst wenn dieser dafür offenstand. Zu dieser Zurückhaltung kam ein fühlbares Unbehagen von Seiten mancher Leserkreise, was zu einer Art Funkstille oder Totschweigen führte.

Dieses Schweigen haben nun die Winternummern 2017/18 der Heimatzeitschrift zu brechen begonnen. Im Dezember erschien (S. 171) von einem jungen Wernersreuther ein kurzer Abriss mit der Aufforderung an mich, „Genauerer zu erzählen“. Im Jänner-Rundbrief 2018 (S. 2) verstärkte der Vorsitzende des Ascher Heimatverbandes Horst Adler diese ungewohnte Aufmerksamkeit, indem er nicht nur an meine schriftstellerischen Arbeiten im Rundbrief (drei langjährige Serien zur Heimatgeschichte) erinnerte, sondern auch sein Bedauern kundtat, „dass die Wernersreuther eigene Wege eingeschlagen haben, auch im Verhältnis zur Sudetendeutschen Landsmannschaft und dem früheren Vorstand des Heimatverbandes Asch“.

Möglicherweise wäre die Abspaltung unter der Regie des jetzigen Vorstands tatsächlich unterblieben, falls nicht Gegenkräfte die Oberhand gewonnen hätten. Horst Adler hielt zu uns immer erfreulichen persönlichen Kontakt und besuchte mehrfach (begleitet von Richard Heinrich und Lm. Ploß) unsere deutsch-tschechischen Kirchweihfeste im alten Dorfwirtshaus Beilschmidt (neben dem übrigens einst das Haus seiner geliebten Mutter stand). Für seinen beherzten Brückenschlag nach drüben empfing er schließlich neben mir die tschechische Ascher Ehrenbürgerschaft.

Allerdings war auch sein Vorgänger, mein gleichaltriger (und leider zu früh verstorbener) Freund Carl Tins, am Alleingang der Wernersreuther unschuldig. Vielmehr erhoben zwar ehrenwerte, aber rückwärts gewandte Vertreter einer „knallharten“ Linie gegenüber Tschechien aus dem Hintergrund Protest. Diese „Hardliner“ riefen „Verrat“ und drohten - gewohnheitsmäßig - mit Austritt und Abbestellung des Rundbriefes, wenn von ihrem Konfrontationskurs abgewichen würde. Das flaute zwar im Laufe der Jahre ab, doch wurde von Einzelnen immer noch gegen mich gestichelt als „diesen“ Wernersreuther Professor (ohne meinen ebenfalls zu früh verstorbenen Dorfgenosse Professor Emil Ploß zu meinen).

Die schönste und erlösende Botschaft aber kam von der Sudetendeutschen Landsmannschaft. In seinem Brief vom 9. Jänner 2018 schrieb mir ihr Bundesgeschäftsführer Christoph Lippert:

„Mit Ihrer großartigen Versöhnungsleistung haben Sie sich große Verdienste um die sudetendeutsche Sache erworben - und das zu einer Zeit, in der Sie von den offiziellen Vertretern der Sudetendeutschen dafür nicht anerkannt, sondern eher angefeindet worden sind . . . Mit ihrer Haltung waren Sie aber keineswegs Außenseiter, sondern eher ein Vertreter der Mehrheit unserer Volksgruppe, während die Führung der Landsmannschaft - von „Negativisten“ dominiert - nachweisbar nur eine Minderheitsposition vertreten hat. Ich freue mich sehr, dass wir nun in Kontakt sind... Ihre Grüße an Herrn Posselt richte ich gerne aus und berichte ihm. Gerne erwarte ich auch Ihren historischen Abriss über die Entwicklung des Wernersreuther Heimatvereins.“

Es war also bislang nichts (Stichwort: Funkstille) von den Bestrebungen und Taten der Wernersreuther an den Vorsitzenden und Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft Bernd Posselt durchgedrungen, obwohl (oder gerade weil) sie im Kleinen dem Riesenkampf ähnelten, den Bernd Posselt mühsam doch konsequent etwa seit der Jahrtausendwende (?) in Richtung auf Verständigung mit Tschechien führt.

Einmal konnte ich etwas von seinem Ringen beobachten. Er hatte 2003 zum „Ersten sudetendeutschen Kommunalkongress zu Patenschaft und Partnerschaft“ in Passau aufgerufen. Weil die Stadt Asch unter ihren Bürgermeistern Dalibor Blazek und Jiri Knedlík zwei Jahre vorher - erstmalig für Tschechien - die Patenschaft über ihre Vertriebenen (d. i. Wernersreuth) übernommen hatte, fuhr ich hin; auch Knedlík war angereist. Doch in der Versammlung mussten wir erleben, (wenn ich mich nicht täusche), wie Posselt auf erbitterten Widerstand von „Hardlinern“ gegen seine Kontaktbereitschaft stieß. Konkret glaube ich gehört zu haben, dass sie drohten: „Wenn Sie uns wie Kinder behandeln wollen, dann . . .“ Knedlík und ich kamen nicht zu Wort und fuhren nach Hause - kaum ahnend, wie tapfer Posselt das nächste Jahrzehnt über kämpfen und schließlich obsiegen würde.

Vielleicht kann die Erzählung vom Wernersreuther Heimatverein dazu beitragen, das gemeinsame Ringen aus Heimatliebe mit einigen Farbtupfern zu untermalen.

Schicksalsgemeinschaft

Bevor vom Sonderweg der Wernersreuther die Rede ist, sollte des gemeinsamen Leidenswegs aller Heimatvertriebenen gedacht werden, auf dem sie neben und miteinander bis in die Gegenwart gelangten. Gleiche Herkunft, ähnliches Schicksal verbinden uns mehr als die verschiedenen Versuche, mit dem Geschehen umzugehen.

Die Zeit heilt eigentlich keine Wunden, sie lässt sie höchstens vernarben. Der Heimatverlust, der wie mit einem Axthieb alle deutsch-böhmischen Landsleute entwurzelte, hinterließ eine Seenspaltung zwischen rückwärtsgewandtem Heimweh und vorwärts gerichteter Alltagsbewältigung in einer zunehmend modernisierten Fortschrittswelt, womit man allerdings unterschiedlich umspringen konnte.

Die häufigste Haltung zu diesem Aspekt war Trotz und Ablehnung gegen die vermeintlich bösen Urheber des Unglücks. Folge war die nur allzu gut verständliche Konfrontation und Feindschaft, ohne an die Verfehlungen der eigenen Seite zu denken. Wenn ich den Radikalsten zuhörte, gewann ich oft den Eindruck, sie verübelten den Tschechen besonders, dass ihnen ihr eigenes politisches Konzept versalzen wurde.

Eine andere Haltung war die der Genugtuung, dass man letztlich das bessere Ende in der Wohlstandsgesellschaft gezogen hatte. „Wir sollten den Tschechen eine Dankeskarte schreiben“ - ich weiß nicht, wie ernst das gemeint war.

„Es gibt Flachwurzler und Tiefwurzler“, sagte jüngst der Popstar Peter Maffay, der beim Wiedersehen mit seiner karpathischen Kinderheimat in Tränen ausbrach: „Mit verbundenen Augen würde ich sie an ihrem Duft wiedererkennen“. Er ist wohl, wie wir alle, ein „Tiefwurzler“. Jetzt hat er ein Waisenhaus für verwaarloste rumänische Kinder eingerichtet - sein Weg, mit dem Heimatverlust fertig zu werden.

Die Zedtwitz-Nachkommin Alice Boeck (geb. 1930 in Haslau), deren Ableben Horst Adler im diesjährigen Feber-Rundbrief in seinem Nachruf betrauerte, beschwor die „Erinnerung“ als den Weg der Schicksalsbewältigung. In ihrem Büchlein „Heimweh nach Gestern“ (2002) rief sie unsere Heimat wach als Hort des einfachen Lebens, wo man das Trinkwasser in Eimern vom Brunnen holte und wo die Kinder auf der Straße spielen konnten - „den Nachgeborenen in unserer modernen Handy-Welt zum Erstaunen“. Ich hatte schon zehn Jahre vorher (1993) in meiner Einleitung zu der Rundbrief-Serie „Was geschah unter den Elsterquellen?“ („Ein Dorf schaut heimwärts“) Ähnliches, gewiss dramatisiert, geschrieben: „Daheim lebte ich wie die Raupe am Blütenbaum, versteckt im Grün des Elstertals. Als ich in die Finsternis des Viehwaggons gestoßen, in eine fremde Welt verfrachtet wurde, begann eine Verpuppung, aus der ich letztlich als ein anderes Wesen auskroch. Ein Schmetterling, flattere ich beweglich durch die mobile Wohlstandswelt, aber ohne den festen Rahmen von einst“. Ich erwähne gerne, dass mich daraufhin Frau Boeck begeistert anrief - ich hatte eine Gleichgesinnte gefunden, die im erinnernden Schreiben das Trauma bewältigte.

Das alles ist nur ein Aspekt unter vielen, worüber nicht die Hauptsache vergessen werden darf: das gemeinsame Wiederfinden der Ausgestoßenen in Heimatvereinen, hier dem Ascher Heimatverband, gestützt durch das Mitteilungsblatt des Ascher Rundbriefs, durch den die „Erinnerung“ lebt.

Unvergänglicher Dank dafür gebührt der Familie Tins, zuvörderst dem herzensguten Begründer Dr. Benno Tins. Die Wernersreuther, bestärkt durch meine von ihm geförderten Heimatschriften, versammelten sich bis 1984 gehäuft auf den Rehauer Jahrestreffen im Einvernehmen mit allen Landsleuten.

Anfang und Ziel

Das böhmische Bergdorf Wernersreuth (heute Vernérov) liegt eine halbe Wegstunde östlich von Asch im grünen, waldumkränzten Tal der jungen Elster, die zu seinen Häupten im Tannich entspringt. Es hatte vormals knapp 1200 (deutsche) Einwohner und das größte dörfliche Gemeindegebiet, dem bis 1873/74 auch noch die Nachbarortschaften Niederreuth, Oberreuth und Nassengrub angehörten. Mag sein, dass dadurch in der Kollektivseele der Wernersreuther eine gewisse Selbstbehauptung gegenüber der ungleich größeren Bezirkshauptstadt Asch (23 000 Einwohner) wurzelte, in deren Textilfabriken die Hausweber, Klein- und Ziegenbauern des Elstertals doch zunehmend Auskommen und mäßigen Wohlstand erlangten. Jedenfalls schrieb man ihnen ein Unabhängigkeitsstreben gegen Obrigkeiten zu, mit der verbreiteten Redensart „Die Wernersreuther machen es, wie sie selber wollen“. Wenn dann der k.u.k. Bezirkshauptmann in Asch bei seinen Beratungen nicht weiter wusste, erklärte er kategorisch: „Dann machen wir's eben wie die Wernersreuther“ also wie wir selber wollen. Es gibt zahlreiche Anekdoten für diese „Grauösigkeit“, über die ein Ascher einmal reimte: „Die Wernersreuther mit Geschick / führn ihre eigne Republik. / Sie sind halt allerweil gescheuter, / und machen's wie die Wernersreuther“. Das ist vorbei, „das können wir uns heute auf den Hut stecken“, schrieb der örtliche Volksdichter Gowers im Rundbrief - in Wahrheit war es schon damals nur eine Legende, die nicht über die gemeinsame Sinnesart aller Landsleute im Ascher Bezirk hinwegtäuschen konnte.

Das Schicksal der Ausweisung hat diese Gemeinsamkeit noch verstärkt, auch wenn jeder davon seine eigene Geschichte erzählen kann. Weil ich den Wernersreuther Heimatverein gegründet habe, sei mir eine Selbstauskunft erlaubt.

Mein Vaterhaus stand (und steht noch) bei der Elsterbrücke der Straße Asch-Oberreuth, wo der Knöckelweg vom Ortsteil Sand her einmündet. Umgeben von der blumenreichen Aue des Elstertals, schweifte mein Blick zu den gegenüber liegenden Uferhöhen des Zinnbergs, des Salabergs mit den Ortsteilen Klatschhausen, Dotschengasse, Kalkofen und des Tannichwaldes. Der Elsterbach mit seinen Tümpeln und Forellen war ein Kinderparadies.

Ich bin Jahrgang 1935 und verlebte dort also das Jahrzehnt meiner Kindheit. Als uns im Sommer 1946 der Ausweisungsbescheid traf, waren meine Großeltern schon abtransportiert worden - der erste herbe Verlust meines Lebens. Die als scharfzünftig geltende Frau hatte geäußert: „Wenn ich von dem Haus fort muss, zünd ich's an!“ Als meine Eltern Ende August der Ausweisungsbescheid zugestellt wurde, waren wir gerade bei der Haferernte am Salaberg. Den Zettel überbrachte der „Bauern-Laouaraz“, der als williger Helfer von der tschechischen Behörde angestellt war. „Morgen mit Handgepäck im Ascher Sammellager Askonas!“ Mein Vater war so betroffen, dass er im Haferfeld weiter mähte. Er war erst kürzlich völlig zermürbt aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt und hatte gehofft, endlich seinen Lebenstraum von einer vergrößerten Landwirtschaft verwirklichen zu können.

Die Verzweiflung kroch auch in mein Kinderherz, ohne dass ich es richtig merkte. Nie vergesse ich den letzten Blick auf mein Heimathaus, als ich auf einem Leiterwagen zwischen Gepäckstücken sitzend dieses aus den Augen verlor. Mir war in aller Klarheit bewusst, dass ich darin nie mehr einziehen würde; gleichzeitig aber erwuchs in mir der feste Wille, eines Tages, „wenn ich groß bin“, irgendwie zurückzukehren und das Unglück in friedvoller Weise aufzuheben.

Das ist schwer zu vermitteln angesichts der materiellen und mentalen Verluste durch die Vertreibung, die unwiederbringlich sind und seither das Denken der Geschädigten bestimmten. Nicht nur mein Vater, ganze Altersgruppen sind inzwischen mit Bitterkeit verstorben - wo ich doch angestrebt hatte, einst sagen zu können: „Siehst du, Vater, wir sind doch wieder daheim!“ Aber obzwar nicht materiell, so doch moralisch ist den Wernersreuthern die „Heimkehr der Herzen“ durch Freundschaft und Verbrüderung mit den Neubewohnern gelungen. Als Einzige im Ascher Ländchen, ja vielleicht in ganz Böhmen, kehren sie, Zugvögeln gleich, jederzeit ins alte Nest zurück und „fühlen sich“, nein: „sind wieder zuhause“ (so der Ascher Bürgermeister a. D. Antonin Vesely). Sie haben durch Verständigung wahr gemacht, was die liebe Mutter Horst Adlers als Sehnsuchtstraum formulierte: „Immer wenn ich nicht schlafen kann, fliege ich in Gedanken heim und gehe durch das alte Dorf.“

Meine ungefähr gleichaltrigen Wernersreuther Kurt Lankl, Emmi Grieshammer, Elfriede Achtner haben diese Botschaft voll verwirklicht. Letztere, zur Dichterin geworden, beschrieb sie in Versen:

*„Ihr kennt dieses Dörfchen, nicht groß, eher klein,
da bin ich geboren, war einst dort daheim.*

*Hab mein Dörfchen dann verloren, doch ein Wunder ist geschehn,
nach Jahren der Trennung durften wir uns wiedersehn.*

*Viel Zeit ist verstrichen, bis ich dich wiedersah,
doch glaub mir, mein Dörfchen, mein Herz war dir stets nah.*

*Heut geh ich durch mein Dörfchen sing ein Lied vor mich hin,
kann vergessen alle Sorgen, weil ich glücklich hier bin.*

*Hier kenn ich jeden Baum und Stein,
drum fühl ich mich vertraut in meinem Dörfchen nie einsam und allein.*

*Erinnerung an die Kindheit in mir erwacht,
leise fließen ein paar Tränen, doch mein Herz vor Freude lacht.“*

Ich bin froh, dass ich um diese Schicksalswendung, die man auch eine Erlösung nennen könnte, schon seit den achtziger Jahren gerungen habe - mach Zeugnis vieler Landsleute, die schon nicht mehr unter uns sind. Aber das ist die eigentliche Geschichte des Vereins der Wernersreuther, die im folgenden dargelegt wird.

Neubelebung einer Dorfgemeinschaft

In den Jahrzehnten nach ihrer „erzwungenen Wanderschaft“ (so scheinheilig beschönigte der Bundespräsident Weizsäcker die Vertreibung in seiner berühmten Gedenkrede zum 8. Mai) fanden die „Wanderer“ Trost in ihren Heimatzeitungen. Jedermann konnte Erinnerungen, oft in Mundart oder Reimen, einsenden, viele wurden zu respektablen Dichtern.

Im „Ascher Rundbrief“ des hochgebildeten Dr. Benno Tins sammelte sich bis heute ein Schatz von Erinnerungen und Volkskunde an. Anfangs gingen manche Autoren ihren Heimort im Geiste noch einmal Haus für Haus durch, so Geyer für Asch, Sticht und Schwesig für Neuberg und Schönbach. Wernersreuth wurde verlebendigt durch Humor und Poesie seines Volkssängers Gustav Künzel („Gowers“). In den hohen Rang der Heimatforschung ihres Nestors Karl Alberti erhob Tins sein Blatt durch Publikationen der Gelehrten Rogler, Klier, Grüner, Gütter und anderer. Naturgemäß waren die Beiträge allerdings auf einzelne Aspekte begrenzt.

Vor diesem Hintergrund wird die Freude des Dr. Tins verständlich, mit der er meinen Plan begrüßte, eine Gesamtdarstellung meines Dorfes zu verfassen. Vieles hatte ich hellwach als Kind aufgeschnappt, vielen Erzählungen gelauscht, und durch mein Studium der Sprachgeschichte konnte ich aus Mundart, Flur und Familiennamen viel Neues aufschließen. Schließlich hatte mich auf dem Ascher Heimattreffen der engagierte Wernersreuther Heimatkundler Ernst Martin (siehe Ascher Sagenbuch) angesprochen und mir ganze Hefte mit seinen Aufzeichnungen überreicht.

Dreieinhalb Jahrzehnte nach unserer „Wanderschaft“, zu Ostern 1981, erschien mein erster Artikel der „Lebenslinien eines Dorfes: Wernersreuth“, dessen langjährige Fortsetzungen mir die Duzfreundschaft des gutherzigen Herausgebers einbrachten. Bald attestierte ein Ascher Leserbrief, dass Wernersreuth damit schier zum „Prototyp“ der verlorenen Dörfer werde.

Unter den Dorfgenossen brach Euphorie aus, sie fanden darin ihre gemeinsame Identität wieder, vielleicht auch ihr vergessenes „Selberwollen“. Sie fieberten jeder Fortsetzung entgegen und schickten Mitteilungen und Hinweise. Das erstaunlich intakte Telefonnetz zwischen ihnen glühte, und bald wurde der Wunsch nach einer gesonderten Zusammenkunft laut.

Die großen Ascher Heimattreffen in den grenznahen Patenstädten Selb und Rehau, obgleich unverzichtbar als Kraftzentrum im Exil, eigneten sich nicht ganz für diesen Sonderwunsch. Nach dem Muster der großen sudetendeutschen Pfingsttreffen füllten Umzug und Feierlichkeiten das Programm, im Festzelt an den für die dörflichen Besucher reservierten Tischen war wenig Zeit für gründlichen Austausch. Auch fand das Treffen nur alle zwei Jahre statt. Am hinderlichsten war die weite Anreise für die nach Hessen, Schwaben, Untermain usw. verschlagenen Landsleute.

Robert Schreyer, ehemals jüngstes Mitglied der legendären Wernersreuther „Gowers-Schrammel“, schlug deshalb als Treffpunkt einen Ort im zentral gelegenen Unterfranken vor.

Ich machte mich auf die Suche und fand durch Vermittlung des Kitzinger Landrats Dr. Siegfried Naser Gehör beim Bürgermeister der Main- und Weinstadt Marktbreit namens Karl Schubert. Der Mann schloss seine Wernersreuth dann ins Herz und förderte sie sein Leben lang, so dass Marktbreit ihre „Gute Stube“ wurde.

Im Jahr 1982 erschien im Rundbrief mein Aufruf an alle Dorfgenossen, im Frühjahr 1983 fand das erste Dorftreffen statt. Es übertraf alle Erwartungen, die Räume des Gasthofes „Goldener Stern“ platzten schier aus den Nähten. „Wer häit denn dees denkt“, sagte Julius Geipel kopfschüttelnd.

Da gab es erst großes Hallo und Tränen des Wiedersehens, ja Wiedererkennens nach so langer Zeit.

Dann überwog schnell die alte Geselligkeit mit Gesprächen, Gesang und heiteren Darbietungen. Das alte Dorf lebte wieder auf, vermehrt durch staunende neue Angehörige und Marktbreiter.

Ein sentimentales Lied, das der in Bayreuth zum Fabrikanten gewordene Klatschhausener Adolf Riedl vorschlug, ist mir in besonderer Erinnerung. Ich glaubte es vergessen, doch er sagte: „Dees kinnan se allazamm“.

„Wo 's Dörflein traut zu Ende geht, wo 's Mühlenrad am Bach sich dreht, da steht im bunten Blütenstrauß mei liebes, altes Elternhaus.

Dahin, dahin verlangt mein Sehnen, ich denke dein gar oft mit Tränen.

Mein Vaterhaus, so lieb, so traut, das ich so lang nicht mehr geschaut!“

Mag solche Heimatromantik in der vernetzten mobilen Gegenwart manchen veraltet erscheinen, die heimatverbundenen Franken verstanden die Wernersreuther und schlossen mit ihnen viele Freundschaften.

Veröffentlicht im Ascher Rundbrief, Jahrgang 2018, Nr. 4 bis Nr. 7